



Friedenstaube-Darstellerin im Kabuler Theater\*: *Stück vom rasenden Araber, der alles zerstört*

THOMAS GRABKA

AFGHANISTAN

# Hunger nach Bildern

Kultur in Kabul, das heißt: Null-Budgets, ein zerbombtes Stadttheater und das Erbe von Ministern, die mit dem Vorschlaghammer auf Besichtigungstour gingen. Ist Platz für Kultur in einer Ruinenstadt? Einige Besessene sind überzeugt davon: gerade jetzt. *Von Alexander Smoltczyk*

Es gibt Szenen, die sich der Kurator eines Museums auch in seinen düstersten Momenten nicht vorstellen mag. Schlimmer als Kaugummi an der Marmorbüste oder Schnitte im Budget. Eine solche Szene erlebte Yahya Mohebzadah an einem Montagmorgen im Februar 2001, für den der Kulturminister seinen Besuch angekündigt hatte.

„Meine Beine gaben unter mir nach. Ich glaubte, den Verstand zu verlieren“, erzählt Mohebzadah, Kurator im Kabuler Nationalmuseum. „Ich lag auf dem Boden. Es war, als würde auf eines meiner Kinder eingeschlagen, vor meinen Augen, und ich könnte ihm nicht helfen.“

Einem Kurator liegt die Erhaltung geborgener Kunstgegenstände am Herzen. Er scheut sich, eine antike Buddha-Statue ohne Handschuhe zu berühren. Ein Kultur-



Ruiniertes „Kabul Theater“: *Erziehung statt Unterhaltung*

von Laster“: Alle drei Minister fingen an, mit ganzer Kraft den zierlichen Buddha aus dem 5. Jahrhundert zu bewerfen, sie lachten und brüllten dazu immer wieder: „Allahu akbar!“

„Die Minister waren wie wilde Tiere“, erinnert sich der Kurator Mohebzadah und reibt sich das Auge. „Einer ihrer Helfer rannte raus zum Wärterhäuschen und kam mit einem Vorschlaghammer zurück.“ Die nächsten zwei Stunden zerstörte die Delegation systematisch alle Statuen, Krüge, Reliefs, auf denen ein menschliches oder tierisches Antlitz abgebildet war. Das verstöße gegen den Koran, erklärten sie und kamen am nächsten Tag wieder, diesmal mit Äxten, um ihr Werk zu vollenden.

Etwa tausend Kunstgegenstände sind zerstört, darunter eine über 4000 Jahre alte Göttinnen-Figurine, ein Bronze-Herkules aus dem ersten und ein alexandrinischer Glasschliff aus dem zweiten Jahrhundert.

minister opfert lieber seinen Dienstwagen, als ein unersetzbares Artefakt im Regen stehen zu sehen. Sollte man meinen.

Doch nun sah Yahya Mohebzadah, wie sein Kulturminister, der Taliban Mullah Qadratullah Jamal, einen Steinbrocken in der Hand hielt. Und neben ihm der Finanzminister genauso und auch der „Minister für die Pflege der guten Sitten und Verhütung

\* Ghamzadah-Tochter Roya bei der ersten Premiere nach dem Sturz des Taliban-Regimes im Januar.

Die beiden Buddhas liegen als Häufchen Lehmbrocken im Keller. Mohebzadah hat jeden Krümel aufbewahrt.

In dem weltweit bekannten „Kabul Museum“ war das Treibgut der Seidenstraße ausgestellt, das Lost & Found all jener Kulturen, die zu Dutzenden Afghanistan durchzogen haben: griechische Münzen, indische Elfenbeinschnitzereien, alexandrinisches Glas, Gold aus Baktrien, Paravents aus Nuristan und eine Kopfskulptur aus der Vorgeschichte.

34 000 Positionen standen noch 1992 auf der Inventarliste, darunter eine der ältesten Münzsammlungen. „Darf ich Ihnen das Museum zeigen?“, fragt der Kurator. Es ist ein Rundgang durch dunkle, eisig feuchte Gänge. Das Dach und die obere Etage sind von Granateinschlägen zerstört. Ab und zu deutet Mohebzadah in eine Nische und murmelt etwas von „frühislamisch ... Lashkari-Basar“. Es ist unklar, ob seine aufgerissenen Augen tatsächlich dem Gipsrelief gelten oder der Trostlosigkeit ringsum. Es gibt nichts mehr zu sehen.

Schon vor den Taliban hatte das Museum in den Schusslinien gestanden. Vom Fernsehturm-Hügel aus feuerte Gulbuddin Hekmatjar seine Raketen auf die Schiitenstellungen, unten im Westteil der Stadt, wo der Stadtführer von 1972 noch einen „pittoresken See“ vermerkt. Später brandschatzten sich General Dostams Truppen so lange durch die Straßen, bis kein Laternenpfahl mehr ohne Durchschüsse und keine Wand mehr ohne Risse war. Trümmer, so weit das Auge reicht, und bis heute eine Stille, die auf die Ohren drückt.

Damals konnten Mohebzadah und seine Kollegen einen Teil der Schätze auslagern in den Präsidentenpalast, ins Kulturministerium und in das „Kabul Hotel“. Dennoch seien, so schätzt er, rund 70 Prozent der



THOMAS GRABKA

Neu eröffnetes Kino in Kabul, Filmvorführer: Bollywood-Reste in Endlosschleife

Sammlung im Bürgerkrieg verschwunden, geraubt oder vernichtet.

Der „Goldschatz von Baktrien“, vergleichbar dem Schliemann-Gold, soll im Keller des Präsidentenpalasts versteckt worden sein. Es handelt sich um 20 000 Einzelstücke aus der Kuschan-Periode vor rund 2000 Jahren. Bis heute gibt es keinen Hinweis auf seinen Verbleib. Alles ist denkbar. Noch am Tage ihrer Flucht aus Kabul, am 13. November, machten Taliban vor dem Museum halt. Sie luden antike Flinten auf ihre Toyota-Pick-ups und verschwanden

den in der Geschichte. Das archäologische Museum ist selbst zur Ruine geworden und wartet auf seine Rettung.

Aber wozu ein Altertumsmuseum in Stand setzen, wenn die ganze Stadt aussieht wie das Forum Romanum? Der Brite Martin Hadlow ist bisher der einzige Vertreter der Unesco in Kabul. Er sitzt am Kattentisch der Uno-Flugverwaltung, an einem Kinderpult mit Laptop darauf. Er sagt: „Für manchen ist Kultur nur die Kirche auf der Torte. Aber die Afghanen wollen ihre Wurzeln wiederfinden. Das ist

**„Um an die Zukunft glauben zu können, müssen die Bewohner Kabuls sehen, dass restauriert wird.“**

wichtig für das Nation-Building. Um aus den Stämmen eine Nation zu bauen, braucht das Land kulturelle Symbole.“

Die Zerstörung der Bamian-Buddhas sei für die Menschen hier gewesen, als wäre ihr eigenes Haus abgerissen worden. Anfang April wird eine Unesco-Konferenz in Kabul beraten, welche Kulturdenkmäler am dringendsten der Hilfe bedürfen. Es gebe, sagt Hadlow, durchaus Sammler, die ihre Kunstwerke an Afghanistan zurückgeben würden. Doch dafür müsste erst das Museum wieder aufgebaut werden.

„Um an die Zukunft glauben zu können“, meint Hadlow, „müssen die Bewohner Kabuls sehen, dass auch etwas restauriert wird, das nicht unbedingt überlebenswichtig ist. Die Regierung weiß das.“

Im Eingang des „Ministeriums für Information und Kultur“ steht ein Motorrad



THOMAS GRABKA

Skulpturentrümmer im Nationalmuseum, Kurator Mohebzadah: Wütende Bilderstürmer

der Marke „Minsk“, und hinter einem Brettverschluss hält ein Männchen den Tee am Kochen. Viel mehr Ausstattung gibt es nicht. Mullah Qadratullah hatte vor seiner Flucht noch alle Konten geplündert, die Schränke geleert und den Wagen voll getankt. Das Hirschgeweih über dem Ministerbüro hat er dagelassen.

„Mein Budget? Null. Zero. Nothing. Ich habe nichts“, sagt Qadratullahs Nachfolger, der neue Minister Raheen Makhdoom, ein zierlicher Mann, der nach 23 Jahren aus dem Exil in Pakistan und den USA zurückgekehrt ist. Seine Mitarbeiter müssen sich Papier und Stifte von zu Hause mitbringen. Gerade hat der stellvertretende Minister eine Wunschliste hereingereicht. Darauf steht: „Bohrmaschine (1), Betonmischer (1), Schubkarren (30), Leitern (4)...“ Der Mann ist dafür zuständig, unter anderem das Kabul Museum, das Na-



**Dramatiker Ghamzadah, Schönheitssalon in Kabul:** Vom Nullpunkt aus neue Ideen und neues Leben erproben

Nicht alles ist zerstört. In den meisten Kultureinrichtungen ersetzen die Taliban nur die Direktoren durch Dogmatiker, deren eingeschränkter Kulturbegriff darin bestand, jahrtausendealte Lebensregeln eines Hirtenvolks zu ministeriellen Dienstweisungen zu erklären. Die Angestellten dagegen blieben und leisteten Widerstand, so gut es ging. Rundfunkleute kauften alle Musikkassetten, die sie auf dem Basar noch finden konnten, und stellten sie ins Archiv. Die unersetzlichen Originalaufnahmen mauerten sie im Keller ein. So verbrannten die Taliban nur wertlosen Pop, und das Radioarchiv, das musikalische Gedächtnis Afghanistans, wurde gerettet.

Das Filmarchiv des Fernsehens dagegen ist großteils vernichtet, darunter die ersten in Afghanistan gedrehten Filme aus den zwanziger Jahren.

Ein paar junge Franzosen haben ein unabhängiges Medienzentrum „Aina“ gegründet, wo Journalisten ausgebildet und in ihren Projekten unterstützt werden. Eine Frauenzeitschrift ist im Entstehen, die erste unabhängige Zeitung „Kabul Weekly“ ist bereits auf dem Markt, viersprachig in Englisch, Französisch, Paschtu und Dari. Das Blatt wird von Fahim Dashty herausgegeben, einem Mann mit Narben im Gesicht und Bandagen um die Hände. Dashty war an jenem Tag im September dabei, als zwei falsche Journalisten den Kommandeur der Nordallianz, Ahmed Schah Massud, in die Luft sprengten.

Es gibt noch kein Kulturleben in Kabul, eher eine Wiederbelebung mit dem Erste-Hilfe-Kasten. Jeder müht sich, wie er kann, mit allem, was gerade zur Verfügung steht. In der „Nationalgalerie“ werden Zimmermannsnägel in die Wände gehämmert, um im Saal „Berühmte Leute“ ein Bildnis des Königs aufzuhängen.

Ein buckliger Greis, der unter seinem Turban fast verschwindet, zerrt eine Leinwand in ein Zimmer, wo sich zerbrochene Bilderrahmen und Tuchfetzen stapeln. Als die Leinwand sich kurz auffaltet, zeigt sich ein Frauenakt. Die Schönheit selbst. In dieser Stadt der Burkas ein unwirklicher, Schwindel erregender Anblick. Der Greis schlurft weiter.

„Hier sind die Überbleibsel der 215 Bilder, auf denen Tiere oder Menschen gemalt waren“, sagt Abdul Fateh Adil, der Direktor des Kabuler Louvre. „Die Taliban brachten sie ins Kulturministerium, schnitten sie in Fetzen und zertraten die Rahmen.“

Auch eine harmlose Stadtansicht von Paris, auf der weder Mensch noch Tier zu sehen war, musste stellenweise geweißt werden. Die Religionspolizei hatte eine Statue auf dem Bild entdeckt.

Der Kunsthistoriker Adil arbeitete damals als Taxifahrer. Als er nach dem Machtwechsel am 14. November sein altes Büro betrat, erkannte er das Museum nicht

**„Für jede dieser grasenden Kühe, für jedes Blumenmädchen hat ein Mensch sein Leben riskiert.“**

wieder: „Zwei Dutzend Bilder fehlten. Selbst der Teppich war gestohlen. Aber das könnten auch Leute aus der Nachbarschaft gewesen sein.“

Bürgerkrieg und Einbrüche hatten bereits zuvor 400 Kunstwerke verschwinden lassen, zweifellos die bessere Hälfte der Sammlung. Die Furie der Ikonoklasten tat das ihre. Ganze 160 Bilder sind dem Direktor für seine Ausstellung geblieben. Sie hängen in zerkratzen Rahmen, mit Beschriftungen so provisorisch und rührend wie das ganze Kabuler Interimsregime: „Apple. Foreigner“ steht unter einem Stillleben.



tionaltheater, den Königspalast, fünf Moscheen und mindestens vier Grabmäler wieder aufzubauen.

„Wir sind noch nicht einmal beim Nullpunkt. Wir müssen noch viele Trümmer beseitigen, um überhaupt mit der Kultur beginnen zu können“, sagt Makhdoom und reicht ein Papier herüber, das seine Abstammung von Mohammed unterstreicht. Der 55-jährige Poet und Heimatkundler wird zur Rom-Gruppe gezählt, dem demokratischen Flügel des Widerstands.

Des Ministers Lieblingsprojekt ist eine „Nationale Konferenz über Sufismus“, den mystischen Zweig des Islam: „Von mir aus nennen Sie das Luxus. Natürlich ist es wichtig, Straßen zu bauen. Aber es ist auch wichtig zu zeigen, dass es in Afghanistan eine poetische und sinnliche Form des Islam gegeben hat. Sufismus kann die Seelen reinigen. Sufismus ist Kampf gegen den Terror. Wir brauchen ihn.“

Was wird nicht gebraucht in einer so verheerten Stadt, wo den Kindern verboten war, ihre Drachen steigen zu lassen, wo Fernseher zu Scheiterhaufen gestapelt wurden und Frauen fünf Jahre lang den Himmel nicht sehen durften?

Es gibt einen Hunger nach Bildern. Die ersten Kinos zeigen ihre geretteten Bollywood-Filme – billige Bombay-Schnulzen – in Endlosschleife, auf Kurzfilmprojektoren, weil die anderen Anlagen zerschlagen sind. Das größte Gedrängel herrscht vor den Bildchenbuden, wo die indischen Kinogöttinnen umsonst zu sehen sind.

Der Direktor erzählt, wie es einem Arzt und Maler gelang, 42 Gemälde vor den Taliban zu retten: Mohammed Jussuf Asefi versteckte die Bilder unter einem Schleier von Wasserfarben. Er überpinselte die Leinwände, bedeckte die Mädchen, Vögel, Hunde eines flämischen Meisters mit Blümchen, hüllte die Flaneure eines Impressionisten in schwarze Schatten.

Asefi arbeitete heimlich Tag und Nacht in einem unbeheizten Winkel des Museums. Hätte die Religionspolizei ihn entdeckt, wäre er verhaftet, ausgepeitscht, womöglich wegen Gotteslästerung hingerichtet worden.

Er hat es getan, und so erhebt sich die „Nationalgalerie“ Kabul, diese Sammlung naiver Landschaften und Pinselereien, über viele renommierte Kunstmuseen. Für jede dieser grasenden Kühe, für jedes Blumenmädchen hat ein Mensch sein Leben riskiert.

Kabuls Theaterdichter haust mit seinen sechs Kindern in einem Plattenbauloch, die Bäume vor dem Fenster sind leblose Strünke, ringsum betonhart getrockneter Schlamm. Aber es ist schwer, einen optimistischen Menschen zu finden als Najibullah Ghamzadah.

Eine Mine riss ihm einen Finger ab und den halben Fuß – Ghamzadah schrieb weiter. Die Kommunisten sperrten ihn wegen Frömmigkeit ein, die Taliban requirierten sein Zimmer für al-Qaida-Kämpfer – Ghamzadah plante Stücke, zeugte Kinder. Jetzt ist er derart voll von Ideen, dass er unaufhörlich redet, eine magere, rasputinhafte Gestalt, und alle paar Tage zum Kulturminister rennt, um die Erlaubnis zu bekommen, ein neues Stück aufführen zu dürfen. Seine Frau Karima hält währenddessen die Familie über Wasser.

Unter den Taliban betrieb sie einen Untergrund-Schönheitssalon und verkaufte Stück für Stück das Mobiliar, um die Miete zu bezahlen. Karima gehört zu den Frauen, die am Tag eins der Befreiung die Burka auf den Müll warfen.

„Theater ist Erziehung!“, ruft der Dichter, während seine Frau in der Suppe rührt.

**Kunstretter Asefi, geretteter Frauenakt in der Nationalgalerie: Die Schönheit selbst**

„Keine Unterhaltung.“ Er beschimpft die neue Regierung, weil sie ihm nicht erlaubten, einen Religionspolizisten zu spielen: „Dazu sei es noch zu früh“, sagte der Minister.“

Dann erzählt er sein neuestes Stück. Es heißt „Kartenspieler“: Ein Junge verfällt dem Spiel, tötet die Schwester, um Schulden zu begleichen, wird wahnsinnig und – „dann kommt ein Polizist auf die Bühne, um zu zeigen, dass es in Afghanistan wieder eine Regierung gibt. Der Kartenspieler wird nicht hingerichtet, sondern nur gehohlet und umerzogen. Das ist ein Stück für die ganze Welt.“

Gerade hat er den ersten wieder in Kabul gedrehten Film fertig geschnitten: „Rache“, eine Geschichte, in der eine Mutter

stirbt, weil sie ihre Tochter nicht hergeben will. Fürs Neujahrsfest im März wird der „Kartenspieler“ im Fernsehen gezeigt und ein Stück über Massoud, der Titel: „Weinen, Weinen, Weinen“.

Es bedarf Wahnsinniger, um diese Welt erträglich zu machen. Ghamzadahs Spielstätte ist das von Deutschen gebaute „Kabul Theater“ im Westen der Stadt, die Bühne von Granateinschlägen zerfetzt, die Stühle, Verkleidungen, Stromleitungen von Dostams Glaubenskriegern herausgerissen und auf dem Basar verkauft. Anfang Januar führte Ghamzadah hier Kabuls erstes Theaterstück auf. Er selbst spielte einen rasenden Araber, der alles zerstörte. Im Saal saßen fast nur Journalisten, und weil es an Schauspielerinnen mangelte, musste

seine Tochter Roya im gemieteten Brautkleid die Friedenstaube spielen: „Ich möchte einen Kulturkampf mit meiner Familie führen. Man muss die Wahrheit darstellen, sonst ist man kein Schauspieler.“

Während Interimsdirektor Ghamzadah noch glutäugig von dieser Premiere erzählt, ist hinter der Bühne Gemurmel zu hören, Kichern und gedämpftes Schnatzen. Die Alphabetisierungsschule des 8. Bezirks hat sich im Gebäude einquartiert. 430 Mädchen und Jungen hocken dicht gedrängt in den ehemaligen Garderoben, repetieren hinter notdürftig gestopften Fensterlöchern und holen nach, was ihnen fünf Jahre lang vorenthalten wurde. „Theater ist Erziehung“? Theater ist Erziehung.

Hinter dem Gebäude erhebt sich der Maranjan-Hügel mit dem zerstörten und geschändeten Mausoleum von König Nadir, dem Gründer des Kabul Museums. Hier auf dem Hügel wurden 1933 die Reste eines buddhistischen Klosters entdeckt. In einer Nische saßen zwei aus Lehm gebrannte Buddhas im Lotussitz, über sich einen gemalten Bodhi- baum in voller Blüte. Sie wurden ins Kabul Museum gebracht, um dort für immer aufbewahrt zu werden. So hoffte man.

Der Sage nach entstand der Maranjan-Berg, als in vorislamischer Zeit ein unermesslich reicher Zauberer an einem Tag all seine Schätze in Asche verwandelte. ♦



THOMAS GRABKA



THOMAS GRABKA